

Jörg Schwarz

Stadtluft macht frei

Leben in der
mittelalterlichen Stadt

[GESCHICHTE ERZÄHLT]



Jörg Schwarz

Stadtluft macht frei

Leben in der mittelalterlichen Stadt

primus  verlag

Impressum

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

ISBN der gedruckten Ausgabe: 978-3-89678-364-6

© 2008 by Primus Verlag, Darmstadt

Die Herausgabe dieses Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Einbandgestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt

Einbandabbildung: Stadtansicht Köln (kolorierter Holzschnitt), aus: Hartmann Schedel, *Liber chronicarum* (Weltchronik), Nürnberg, 1493

Foto: akg-images

eBook ISBN 978-3-89678-864-1 (epub)

Als epub veröffentlicht 2010.

www.primusverlag.de

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

[Hinweise des Verlages](#)

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Stadtluft macht frei – warum?

Städtetypen – Römerstädte, Handelsplätze, Marktorte

Ein städtisches Bürgertum entsteht

Lenken und Regieren – Der Rat in der mittelalterlichen Stadt

Der schützende Ring – Die Mauern einer mittelalterlichen Stadt

Wege in die Stadt – Von den Wanderungen der Neubürger

Außenseiter – Randgruppen der mittelalterlichen Stadt

Erzählen von der Stadt – Stadtgeschichtsschreibungen

Anmerkungen

Literatur

[7] Einleitung

Stadtluft macht frei – wohl jeder kennt diesen Satz. Möglicherweise ist man aber nur allzu leicht bereit zu glauben, dass die befreiende Wirkung der „Luft“ einer Stadt in erster Linie etwas mit Spaß, Abwechslung und den schier unbegrenzten Freizeitmöglichkeiten dort zu tun habe.

Doch das ist ein Irrtum! Die Formel kommt ganz woanders her. Sie ist ein Begriff aus dem Recht, aus der Rechtsgeschichte. Und sie ist auf das Mittelalter zurückzuführen – auf das angeblich so finstere, dunkle Mittelalter, das als Klischee wohl nie aufhören wird zu existieren und das vielen unserer Tage als jederzeit widerspruchsfrei verwendbare Keule („Zustände wie im Mittelalter“) beliebig zur Verfügung steht. Stadtluft macht frei – der Satz stammt zwar nicht wörtlich aus dieser Zeit, hat aber doch nachweislich in deren Rechtsvorstellungen seine Wurzeln. Völlig zu Recht hat man gesagt: Wenn an den Stadttoren des 12. oder 13. Jahrhunderts eine Fahne aufgehängt worden wäre, die eine Devise gezeigt hätte, dann hätte die nicht treffender lauten können als eben „Stadtluft macht frei“^[1]. Der Satz hatte seine Wahrheit, allen Hindernissen und Einschränkungen zum Trotz.

Von diesen Vorstellungen will dieses Buch berichten. Und dabei ein Bild geben vom Leben in der mittelalterlichen Stadt. Ein möglichst buntes und vielgestaltiges Bild, das die verschiedensten Bereiche aufzeigt. Zunächst geht es um die Frage, warum überhaupt Stadtluft frei machte – im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Es wird berichtet über „alte“ und „neue“ Städte im Mittelalter, das heißt, über solche,^[8] die aus der Römerzeit kamen und solche, die im Laufe des Mittelalters neu gegründet worden sind. Wie entstand im Mittelalter ein städtisches Bürgertum und welche Hindernisse hatte es zu überwinden? Es geht um Lenken und Regieren, Teilen und Herrschen, Überwachen und Kontrollieren – mit anderen Worten: um den Rat in der mittelalterlichen Stadt. Und um die Kämpfe zwischen den verschiedenen Gruppen in der Stadt, in den Rat hineinzukommen und dort den Ton anzugeben. Die Bürger in einer mittelalterlichen Stadt waren in vielen Fällen umgeben von einer Welt von Feinden. Man brauchte Mauern, einen schützenden Ring um das Gemeinwesen herum – und auch darum soll es gehen. Von den Wegen in die Stadt, den Wanderungen der Neubürger soll ebenso berichtet werden wie von jenen, die dort am Rande lebten, jedenfalls nicht richtig zugehörig waren, also von den Außenseitern und Randgruppen. Erzählen von der Stadt heißt also unser Thema!

Um eine Art „roten Faden“ zu gewinnen, bedient sich unser Buch eines Tricks. Es hat sich eine

Stadt ausgesucht, die bei all dem als eine Art „Leitstadt“ gelten soll. Es ist die größte Stadt Deutschlands im Mittelalter gewesen und ist eine Stadt, die jeder kennt, mit der jeder etwas verbindet: die Stadt Köln. Keine Kölner Stadtgeschichte im Mittelalter also – das wäre in diesem Rahmen vermessen – aber, wie gesagt, eine Art „Leitstadt“. Und somit fangen wir an!

|9| **Stadtluft macht frei – warum?**

Am Anfang war die Grundherrschaft. „Grundherrschaft“ ist kein aus dem Mittelalter selbst stammender Ausdruck, sondern ein moderner Begriff. Dennoch kennzeichnet das, was der Begriff meint, eine der wichtigsten Erscheinungsformen des Zusammenlebens der Menschen im Mittelalter überhaupt. Der Begriff verweist freilich nicht auf die Stadt, sondern auf das Gegenteil von ihr, auf das Land und auf die Landwirtschaft.

Grundherrschaft war eine Herrschaft über Land und Leute. Dem Besitzer einer Grundherrschaft gehörte nicht nur das Land, er gebot auch über die auf diesem Land lebenden Personen, die Grundholden oder Hintersassen, wobei stets eine große Bandbreite an Abhängigkeiten geltend zu machen ist. Neben Personen, die dem Grundherrn zwar formal-rechtlich unterstanden und ihm Abgaben leisten mussten, aber doch mit sehr weitgehenden Eigentums- und Verfügungsrechten das Land bewirtschaften durften, gab es auch solche, deren Freiheitsrechte praktisch nicht vorhanden waren. Die Grundherrschaft ist bereits sehr früh im Mittelalter nachweisbar; in einigen Teilen des Frankenreiches finden wir sie bereits um das Jahr 600. In den königlichen Domänen, das heißt, den Besitzungen der Merowinger – der Familie, die das Frankenreich formte – taucht sie dort erstmals auf. Dann begann ihre Erfolgsgeschichte.

Als seit dem 11. Jahrhundert neben den traditionellen, vorwiegend aus der Römerzeit stammenden Städten aus Siedlungen rund um Burgen und Klöster neue Städte entstanden, setzten sich immer mehr

|10| **Nach Jahr und Tag bist du frei!**

Schon in den lateinischen Rechtsquellen der fränkischen Zeit als *annus et dies* nachzuweisen, ist der Ausdruck „Jahr und Tag“ in der deutschen Rechtssprache eine der gängigsten Formeln für den Zeitraum eines Jahres. In vielen Fällen ist der Begriff einfach wörtlich aufzufassen, das heißt, der „Tag“ ist als Zugabezahl zum „vollendeten Jahr“ (*annus integer*) zu deuten. Der Satz wurde aber, je nach Region, im Laufe des Mittelalters oftmals auch als Frist von einem Jahr, sechs Wochen und drei Tagen gedeutet.

Menschen aus den Grundherrschaften in diese Orte ab. Dort waren sie in der Regel unauffindbar. Sie tauchten unter im „Gewühl“ der Stadt – manchmal noch ein eher bescheidenes und recht überschaubares Gewühl, doch es war eines der Tore zur Freiheit. Vielerorts entstand der Rechtsbrauch: Ein Leibeigener kann nach „Jahr und Tag“ nicht mehr von seinem Grundherrn zurückgefordert werden. Er war frei. Ein neues Leben konnte beginnen.

Die Formulierung „Stadtluft macht frei“, die diesem nachweislichen Rechtsbrauch einen prägnanten

Ausdruck gibt, stammt freilich nicht aus dem Mittelalter selbst, sondern erst aus der Neuzeit. Hier ist sie zum ersten Mal 1759 in der umgekehrten Formulierung „Luft macht leibeigen“ bezeugt. Sie spiegelt die tatsächliche mittelalterliche Gewohnheit wider, wonach die „Luft“ wirklich etwas Besonderes war: nicht allein das Gasgemisch der Erdatmosphäre, das, wie bekannt, überwiegend aus Stickstoff und Sauerstoff besteht und im ursprünglichen Zustand geruchs- und geschmacklos ist, sondern ein Element der Rechtsgeschichte. Die „Luft“ bestimmte den rechtlichen Status einer Person. Die Freiheit der Stadt war jedoch nicht grenzenlos. Die mittelalterliche Freiheit war – kaum anders als die heutige – mit einer Reihe von Verpflichtungen verbunden: einem Grundzins, einer Anerkennungsgebühr für die freie Erbleihe sowie einer Aufnahmegebühr. Verließ der Zugezogene das Rechtsgebiet der Stadt, war es in der Regel ^[11] nicht möglich, sich einfach „auf und davon“ zu machen. Im Gegenteil, es musste ein Abzugsgeld an die Stadt entrichtet werden. So leicht verzichtete man auf Neubürger in den Städten nicht. Niemand sollte glauben, hier einfach so wieder gehen zu dürfen.

Stadtluft war nicht gleich Stadtluft

Stadtluft war nicht gleich Stadtluft. Nicht jede Luft innerhalb der Mauern einer städtischen Siedlung machte „frei“. Es gab Städte, denen vom Stadtherrn die Aufnahme von Unfreien verboten wurde oder in denen die Leibeigenen bestimmter Herrschaften oder Klöster vom Erwerb der Bürgerrechte ausgeschlossen waren. Setzten diese sich dennoch in die betreffenden Städte ab, so erwarb der Stadtherr die Rechte des früheren Grundherrn an den Dienstleistungen des Zugezogenen. Dieser geriet somit nur von einer Unfreiheit in die andere. Rechtlich gesehen, änderte sich für ihn gar nichts. Dennoch wagten viele diesen Schritt. Die Verlockungen des Neuanfangs erschienen größer als alle Risiken. Die Stadt lockte. Sie zog an.

Stadtluft stank auch –

und konnte gefährlich sein

Stadtluft machte also frei. Doch es ist ein Irrtum anzunehmen, dass sich die befreiende Wirkung der Stadt, ihre ungeheure Attraktivität, nur auf den rechtsgeschichtlichen Aspekt bezog. Die Stadt des Mittelalters war ein Ort von großer Anziehungskraft, die alles überwand, was als Lebensraum gegen

sie sprechen mochte. Das scheint zunächst nicht wenig zu sein. Nichts gibt es, erzählt man von der Stadt des Mittelalters, zu beschönigen. Ein magischer Ort sieht anders aus. Die Häuser waren meist aus Holz, ihre Ritzen primitiv verklebt mit Lehm und Reisig. Häuser ganz aus Stein waren lange noch die Ausnahme. Nur wenige Familien, zumeist reiche Patrizier, konnten sich diesen Luxus leisten – dass sie im Gewirr der Behausungen aus Holz und Lehm auffielen, verrät die Bezeichnung „Steinhaus“ noch heute. Erst ^[13] zum Spätmittelalter hin setzen sich zumindest in einigen Teilen Deutschlands, so vor allem im Norden, Steinbauten in größerem Maße durch. Die wenigsten Dächer waren anfangs schon mit Ziegeln bedeckt; Stroh oder Schindeln waren die Regel. Nur den Kirchenbauten war zunächst der Ziegel vorbehalten.

Tödliche Gefahr – Feuer in der Stadt

Entstand in einer Stadt ein Brand, war die Katastrophe da: ein Inferno, das von Haus zu Haus übersprang, angeheizt vom Heu, Stroh oder Hopfen, die auf den Dachböden zum Trocknen lagerten. Immer wieder wurden so ganze Straßenzüge oder Stadtteile in Asche gelegt. Die Erfurter Peterschronik meldet zum Jahr 1222 einen großen Brand, der die Krämerbrücke und die Breite Straße die von der Brücke bis zum Platz vor St. Marien führte, vollständig vernichtet haben muss. Zum gleichen Jahr brannte, den Angaben eines süddeutschen Chronisten zufolge, die ganze Stadt Konstanz nieder. 1240 wiederholte sich in der Bodenseemetropole die Katastrophe; die Folgen waren diesmal so schlimm, dass der König den Konstanzer Bürgern sogar die Reichssteuern nachließ.

Der Schrecken derartiger Ereignisse war den Bürgern noch Jahrzehnte später präsent. Der bedeutende Straßburger Geschichtsschreiber Fritsche Closener berichtet in seiner Chronik detailliert von verheerenden Bränden in seiner Stadt für die Jahre 1280, 1298, 1319, 1343 und 1352. Allein beim Brand von 1298 sollen 355 Häuser zerstört worden sein. 1319 und 1352 befand sich der Brandherd jedesmal in der Sporengasse.

Als man das Jahr 1319 zählte, da brannte die Sporengasse und der Schneidergraben. Da man aber das Jahr 1352 zählte, an dem fünften Tag nach Sankt Michael (4. Oktober), da entstand ein Feuer in der Sporengasse um die Vesperzeit und brannte bis an die Münze und bis an dieselbe Zeile herab. Und zu derselben Zeit brannte die große Gasse bis an die Pfalz. ^[1]

^[14] Noch heute stockt einem bei der Lektüre dieser Berichte der Atem. Immer wieder musste ganz von vorn begonnen werden, immer wieder standen die Überlebenden buchstäblich vor dem Nichts. Nur langsam bemühte man sich durch Bauvorschriften und Brandschutzordnungen um eine

Eindämmung des Problems. In einer gemeinsamen Sitzung von Rat und Domkapitel der Stadt Konstanz wurde 1296 beschlossen, dass niemand an seinem Haus über die Straße hinausragende hölzerne Vorbauten – Stuben, Lauben, Gemächer oder Erker – errichten dürfe. In einem nächsten Schritt teilte man die gesamte Stadt in Bezirke ein, in denen jeweils ein Feuerschauer auf ausbrechende Brände zu achten und, im Notfall, weitere Mannschaften zu informieren hatte. Trotzdem: Das Feuer konnte immer kommen, jeden Tag, jede Nacht.

Bretter und Bohlen auf Schlamm

Die wenigsten Straßen in einer mittelalterlichen Stadt waren bereits gepflastert; von den holprigen Landwegen, die in die Städte hineinführten, waren die städtischen Hauptstraßen oft kaum zu unterscheiden. Bretter und Bohlen, die den bei schlechtem Wetter schmierigen Grund überdeckten, machten die Ränder notdürftig für den Fußverkehr gangbar. Wo es sie nicht gab, musste man sich mit hölzernen „Trippen“ unter den Schuhen fortbewegen. Straßenkehrer trugen diese Trippen bei ihrer Arbeit wohl ganz grundsätzlich – sonst wäre ihr Schuhwerk bald ruiniert gewesen.

Nur mühsam setzte sich wenigstens in größeren, reicheren Städten Pflaster für Hauptstraßen und Marktplätze durch: 1331 in Prag, 1368 in Nürnberg, 1399 in Bern. Auf den Straßen lagen Dreck und Unrat, überall. Eine geregelte Abfallentsorgung gab es nicht. Glücklicherweise wurden die Städte von einem Bach durchzogen, der, zum Kanal geformt, das Schlimmste fortschwemmen konnte. Auch wenn keineswegs so viel Abfall anfiel wie heute, da man versuchte, das meiste wiederzuverwenden: Die Bürger kippten das, was übrig blieb, einfach vor die Tür. Wir wissen es von den zahllosen Verboten, [15] mit denen Stadträte versucht haben, dem Einhalt zu gebieten. Zumeist vergebens. Auf den Straßen vieler Städte streunten Schweine, wir wissen es aus Chroniken, wir sehen es auf Bildern der Zeit. Die Schweine sorgten zwar einerseits für eine Verminderung der Abfälle, doch ihr Kot sowie alles, was sonst noch herumlag, waren ideale Brutstätten für ansteckende Krankheiten – und gegen eine Epidemie war in einer Stadt, in der man dichtgedrängt zusammenhockte, nur schwer anzukommen.

Zweifelsohne: Stadtluft machte nicht nur frei, sie stank auch. Oftmals bis zum Himmel. „Stadtluft macht ein bleiches Gesicht“ – auch dieser Satz stammt erst aus der Neuzeit. Aber: Was nicht in den Akten steht, ist dennoch in der Geschichte. Und wie sein Pendant von der freimachenden Wirkung der Stadt trifft auch dieser Satz bereits für das Mittelalter zu. Trotz alledem: Die Städte des Mittelalters wuchsen nahezu ungebremst, der Zustrom an Menschen in die Siedlungen riss [16] nicht ab, neue Städte wurden gegründet. Die Attraktivität der Stadt schien grenzenlos zu sein. Wie ist das zu

Waren aus Nah und Fern – Die Märkte

Menschen müssen essen und trinken. Wer auf dem Land lebte, zumal in gebirgigen Regionen, die seit dem Hochmittelalter zunehmend aufgesiedelt wurden, konnte sich mit frischem, fließendem Wasser in der Regel problemlos versorgen; in der Stadt hingegen wurde vor dem Gebrauch von Wasser oftmals gewarnt. Mit dem Essen sah es schon anders aus. Immer wieder sorgten Missernten auf dem Land für große Hungersnöte. Tausende fielen diesen Nöten zum Opfer. Frühmittelalterliche Quellen berichten in diesem Zusammenhang sogar von Kannibalismus – für das christliche Mittelalter schier unglaublich, aber dennoch wahr. Zwar brachten neue landwirtschaftliche Produktionsmethoden wie die Dreifelderwirtschaft und neue technische Geräte wie der schollenwendende Pflug entscheidende Verbesserungen. Doch die Möglichkeit von Missernten und damit die Gefahr von Hungersnöten waren weiterhin stets präsent. Der Hunger war – letztlich bis zur Einführung der stärkehaltigen Kartoffel in der Neuzeit – nie wirklich gebannt. Allein im 12. Jahrhundert haben drei große Hungerkrisen den kompletten Westen Europas überzogen: 1125/26, 1144/46 und 1196/77. Der Hunger kam immer wieder. Er konnte die verschiedensten Ursachen haben. 1338 fraßen Heuschreckenschwärme, die sich wie Schnee auf den Feldern niederlegten, ganze Landschaften regelrecht kahl. 1446 im fränkischen Raum: Würmer zernagten die Wurzeln des Getreides in einem katastrophalen Ausmaß – mit schlimmen Folgen. Der Augsburger Chronist Burkard Zink berichtet, dass selbst alte Menschen sich nicht an ein vergleichbares Unglück erinnern konnten.

Im Herbst des Jahres 1446 gab es so viele Krautwürmer wie ich sie noch nie in meinem Leben gesehen habe. Und auch alte Leute berichteten mir, dass es so etwas in diesem Ausmaß noch nie gegeben hätte. [17] Hier und überall im Land haben die Würmer die Wurzeln der Pflanzen in den Gärten fast vollständig zerfressen. Das Kraut sah aus wie *pösemreis*, die Würmer haben alles zerfressen. Als ich in diesem Jahr von Augsburg nach Venedig reiste, habe ich in Höllenstein, einem Ort bei Brixen, übernachtet. Und auch dort dasselbe: Die Würmer krochen in der Kammer die Wand hoch, sodass einem das kalte Grausen kam. Und auch in dieser Gegend habe ich nirgendwo Pflanzen auf den Feldern gesehen. Es war alles zerfressen. [2]

Die Stadt des Mittelalters war mit dem Land, das sie umgab, eng verzahnt. Missernten auf dem Land schlugen sich auch in der Lebensmittelversorgung der Stadt nieder. Doch schon im Mittelalter regierten die Gesetze von Angebot und Nachfrage. Missernten in der einen Region konnten durch Zulieferungen aus anderen Regionen aufgefangen werden. Umschlagplatz der Waren aus dem Land war in der Stadt der Markt. „Markt“ war nicht gleich „Markt“. Zu unterscheiden sind vor allem

Jahrmärkte und Wochenmärkte. Die Jahrmärkte, für deren Abhaltung in der Regel ein spezielles königliches Privileg nötig war, wurden von Fernhändlern beliefert, die Wochenmärkte hingegen von Bauern und Händlern aus der Umgebung. Neben Jahrmärkten und Wochenmärkten bildeten eine dritte Kategorie oftmals die Spezialmärkte – Handelsplätze für Pferde, Milch, Holz oder Eisen. Sie lagen bis ins hohe Mittelalter zumeist noch außerhalb des Mauerrings der Stadt. Erst die Stadterweiterungen des 14./15. Jahrhunderts haben sie in das urbane Leben einbezogen. Die Wege zu diesen Plätzen verkürzten sich, sie lagen jetzt unmittelbar „vor der Haustür“. Noch einmal wurde die städtische Attraktivität dadurch erheblich erweitert.

Wochenmarkt – Der Bauch der Stadt

Die Wochenmärkte waren der eigentliche „Bauch“ der Stadt; sie waren ganz auf die Bedürfnisse der täglichen Küche der Stadtbewohner ausgerichtet. Neben Produkten, die nur die entsprechende Jahreszeit liefern konnte, gab es hier auch Dinge, die davon unabhängig waren [18] und die es das ganze Jahr über zu kaufen gab: Fleisch in hoch- oder minderwertiger Qualität, das die Händler vor den Augen der Käufer zerwirkten; Fisch aus Flüssen der Umgebung oder auch – in konservierter Form bis tief ins Binnenland hineingetragen – aus dem Meer; daneben Butter, Käse, Gewürze und Honig, das wichtigste Süßungsmittel des Mittelalters überhaupt. Doch nicht nur Lebensmittel, sondern auch Waren, die man benötigte, um Lebensmittel zu transportieren oder zu konservieren, wurden hier angeboten: geflochtene Körbe, Töpferei- und Metallwaren.

Der Markt als zentraler Ort im Leben der Stadt schlug sich auch im Stadtbild nieder, in den Ordnungen, in denen die Stadt entstand und weiterwuchs und wie sie noch heute – blickt man von einem Flugzeug auf die Stadt – erkennbar sind. Am häufigsten war der in der Mitte der Stadt gelegene Platzmarkt; es war der Platz, der alle anderen Plätze in der Stadt an Größe übertraf. Es gab aber auch häufig vor allem in Bayern und Österreich, Straßenmärkte; wie an einer Perlenschnur zogen sich hier die Stände an den Straßenrändern hin, oft Hunderte von Metern lang.

Kleinere Städte scheinen fast nur aus einem einzigen langgestreckten Markt bestanden zu haben. Links und rechts davon stand oftmals nur eine ein- oder zweizeilige Häuserreihe. Dahinter begann bereits das Land, die andere Welt.

Vom Marktplatz zum Kaufhaus

Im späten Mittelalter verlagerte sich das Marktgeschehen, zumal in größeren Städten, von den offenen Märkten und Plätzen in die damals neu entstehenden Kaufhäuser. Wichtig waren vor allem die Vorhallen, unter denen die Waren, geschützt vor Regen, aufgestellt werden konnten. Größere Städte besaßen sogar mehrere Kaufhäuser. In Köln entstanden 1247 das Leinenkaufhaus, die

Und doch auch eine Welt, die auf eine extreme Weise mit der Stadt immer wieder zu tun hatte. Das Wachstum der Städte hing auch mit der Leistungsfähigkeit ihres landwirtschaftlichen Umlands zusammen. Um 1200 wurde Paris zur eigentlichen französischen Hauptstadt. Und zu einer europäischen Metropole, einer der größten Städte des Kontinents im Mittelalter überhaupt. Nichts davon wäre denkbar gewesen, wenn Paris nicht inmitten der fruchtbaren Île-de-France gelegen hätte, die die Metropole mit Gütern versorgen konnte.

Schlafen und Übernachten,

Essen und Trinken

Der Globus ist heute ein Dorf, zumindest empfinden wir es so. Große Distanzen können mittels technischer Mittel von fast allen mühelos |20| bewältigt werden. Beweglichkeit gehört zum modernen Leben. Man wird in einem Ort geboren, zieht von ihm weg, sieht ihn unter Umständen nie wieder; die Bindungen reißen ab.

Im Mittelalter – und noch lange darüber hinaus – blieben viele Menschen an ihrem angestammten Platz, ein Leben lang. Sie kamen über ihren engeren Umkreis nie hinaus. Die Kate und die Schenke, das Dorf und seine Weiden, die Ebene, die verschleierten Berge am Horizont – das war alles. Doch die mittelalterliche Gesellschaft war mobiler, als man lange glaubte; wer die Beständigkeit des Ortes, die *stabilitas loci*, für das ausschlaggebende Merkmal der Epoche hält, verkennt die Zeit. Nicht nur die Mächtigen und die Reichen, Kaiser und Könige, sondern, sofern sie die Mittel hatten, dies zu tun, Angehörige vieler gesellschaftlicher Gruppen waren unterwegs. Und je länger das Mittelalter dauerte, desto mehr nahm die Beweglichkeit der Menschen zu. Kaufleute und Fernhändler, Handwerker und Pilger, Juristen, Magister, Scholaren, Gesandte, Schreiber, Boten, sie alle mussten reisen. Sie kamen in die Stadt – nicht dauerhaft, sondern nur für einen Tag, höchstens zwei oder drei; dann zogen sie weiter. Doch sie brauchten ein Bett, ein Lager für die Nacht; sie mussten irgendwo untergebracht werden. Die herkömmlichen Formen der Gastlichkeit reichten dafür nicht mehr aus.

Um den wachsenden Bedarf an Übernachtungsmöglichkeiten zu decken, entstanden im 11. und 12. Jahrhundert in den Städten sogenannte Hospize (von lat. *hospitium* = Herberge, Gastzimmer). Gegen ein Entgelt konnten die Gäste hier nächtigen, zum Teil wurden sie auch gepflegt, doch meist musste

sie sich durch Einkäufe auf dem Markt selbst versorgen. Eine klare Unterscheidung von Gastwirthäusern und einfachen Schenken lässt sich erst relativ spät, seit dem 14. Jahrhundert, ziehen. Lange Zeit vermischten sich die Funktionen. Auch in einer einfachen Taverne konnte, wenn Not am Mann war, ein Lager bereitgestellt werden. Größe und Aussehen der Wirts- und Gasthäuser in der Stadt, die anfangs eher am Stadtrand lagen, mit dem Wachstum der Städte aber immer mehr in die Zentren wanderten, unterschieden sich oftmals sehr.

[21] Es gab einfachste Absteigen, die in der Regel nur aus einem einzigen Raum bestanden und sich von den sonstigen Häusern in der Stadt äußerlich kaum unterschieden. Wirte, Gäste, Vieh, Reit- und Zugtiere, alles hielt sich hier auf; von Entspannung, gar von Komfort konnte da kaum die Rede sein. Es gab andererseits auch Häuser, die großzügig gestaltete, mehrteilige Anlagen waren. In der Mitte ein rechteckiger Hof, zu ebener Erde Ställe und Vorratskammern; in den Obergeschossen, beheizt durch die Wärme der Ställe, die Schlafgemächer. Das Ganze wirkte wie eine orientalische Karawanserei – ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, mitten in Europa. Je größer die Stadt, desto größer die Auswahl an Wirts- und Gasthäusern. Vor allem im Süden und Westen Europas, in den großen Städten Italiens, Frankreichs und Englands, gab es Häuser, die beste Qualität boten. Es war alles da: Ställe, Lagerkammern, Speise- und Aufenthaltsräume, Ein- oder Zweibettzimmer zur Wahl, mit frischer Bettwäsche, Schränke und Truhen zum Verstauen des Reisegepäcks, Tische und Stühle. Der Gast war hier buchstäblich König. Oder durfte sich zumindest für einen Tag lang so fühlen.

Gastlichkeit im frühen Mittelalter

Gastlichkeit im frühen Mittelalter war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, vor allem nichtkommerziell; sie brachte den Gastgebern in der Regel keinerlei finanziellen oder wirtschaftlichen Gewinn. Sie beruhte zum einen auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit, der Gastfreundschaft, von welcher der Gastgeber erhoffte, dass er irgendwann einmal auch selbst davon profitieren konnte. Zum anderen bestand für den Hof des mittelalterlichen Herrschers, der ja nur in den wenigsten Fällen über eine dauerhafte Residenz verfügte, sondern sein „hohes Gewerbe im Umherziehen ausübte“ (A. Schulte), eine sogenannte Gastungspflicht. Man war verpflichtet, den König und sein Gefolge aufzunehmen und zu beherbergen. Vielfach galt dies auch für viele Personen, die im Auftrag des Herrschers öffentliche Funktionen verrichteten.

[22] Wirtshäuser und ihre Kennzeichen

Die Gasthäuser in den Städten waren auf besondere Weise gekennzeichnet. Das war unbedingt notwendig in einer Zeit, in der viele Menschen nicht lesen und schreiben konnten. Schilder mit grün belaubten Ästen, Kränzen und Reifen zeigten die besondere Funktion dieser Häuser an; sie wurden gleichsam zu ihrer Signatur. In nicht wenigen Fällen haftet der mittelalterliche Name noch heute an diesen Häusern. Manchmal wies auch eine auffällige Farbe auf das Gasthaus hin. Das wohl älteste

Gasthaus Deutschlands, der „Bären“ in Freiburg, für den eine Nutzung seit dem 12. Jahrhundert nachgewiesen ist, war signalrot angestrichen. So konnte jeder erkennen, dass es kein Haus war wie andere, dass sich etwas Besonderes dahinter verbarg. Wer nicht auf ein Haus mit Übernachtungsmöglichkeit angewiesen war, sondern, sei es als Einheimischer oder Reisender, nur essen oder trinken wollte, nutzte das Angebot der Bier- oder Weinschenken. Weinregionen und Bierregionen – die Unterscheidung gab es bereits im Mittelalter. Die Regionen an Rhein, Mosel und Main sind alte, zum Teil uralte Weinbaugebiete; bereits in römischer Zeit wurde dort die Weinrebe kultiviert und zum Getränk vergoren. In anderen Teilen Deutschlands dominierte an alkoholischen Getränken lange Zeit das Met, das mit dem Aufkommen städtischer Braukunst durch die Biere, die es – vom reinen Gerstensaft bis zum „vollgehaltigen“ Haferbier – in einer großen Bandbreite gab, zunehmend verdrängt wurde.

Was in den Gasthäusern und Tavernen hauptsächlich ausgeschenkt wurde, kam somit sicherlich stark auf die Gegend an, wobei sich auch in den klassischen Weinregionen im Spätmittelalter zunehmend das Bier, das wegen seines hohen Kaloriengehalts auch als Nahrungsmittel galt, als preisgünstige Alternative zum Wein durchsetzen konnte. Der Ausschank „harter Sachen“ wie Schnaps, Branntwein oder Weinbrand war im Mittelalter eher die Ausnahme. Destillate galten als Heil-, nicht als Genussmittel, und nur in einigen wenigen Städten deuten hohe Mengen an Schnapsverbrauch auf einen Konsum hin, der über eine medizinische Versorgung hinausgegangen sein muss. |23| Wein und Bier im Ausschank: Der Bedarf scheint nicht gering gewesen zu sein. In der Stadt Schaffhausen lebte im 12. Jahrhundert etwa 1000 Einwohner. Ein um 1150 entstandenes Verzeichnis nennt zwölf bebaut Hofstätten mit neun Bier- und Weinschenken. Die Schaffhausener waren also in dieser Hinsicht gut versorgt – und in anderen Städten sah es nicht anders aus.

Spiele und Turniere –

Die Stadt als Ort der Vergnügungen

In der mittelalterlichen Stadt – vorausgesetzt, sie zählte zu den größeren – war so gut wie immer etwas los; es war schwer, sich in einer Stadt zu langweilen. Die Stadt war – freilich zu unterschiedlichen Jahreszeiten mit unterschiedlicher Intensität – der Ort der Spaßmacher und Entertainer der verschiedensten Couleur. Da waren die Spielleute, die mit Geige, Leier, Pfeife, Trommel oder Tamburin im Wirtshaus, bei Festen, Jahrmärkten und Messen für gute Laune sorgten.

Da waren die Gaukler; seien es die Seiltänzer, die hoch zwischen den Häusern ihr Seil spannten, um unter dem bangen Staunen des Publikums darauf herumzubalancieren; seien es die Kunstreiter, die auf dem Rücken ihrer Pferde atemberaubende Übungen vorführten; seien es die Bärenführer, die ihre Bären tanzen und kunstvolle Akrobatik treiben ließen.

Da waren die Fechter, die mit ihren auf Nachahmung echter Rivalität ausgerichteten Künsten den Zuschauern einen Nervenkitzel der ganz besonderen Art boten. Da waren aber auch Wahrsager, Kristallseher, Zauberer und Teufelsbanner; mit ihren anrühigen Praktiken boten sie dem Publikum einen verbotenen Schauer und geheimen Reiz. Teils waren diese ganz unterschiedlichen Gruppen in der Stadt selbst ansässig oder wurden es im Laufe des Mittelalters mehr und mehr; in nicht wenigen Fällen übten sie nebenher noch einen anderen Beruf aus, da von den Späßen und Possen allein kaum zu leben war. Teils wurden sie sogar – wie die Spielleute – vom Rat einer Stadt für die verschiedensten Gelegenheiten engagiert; städtische Rechnungsbücher zeigen, dass sich die Stadtväter derlei Aktivitäten durchaus etwas [24] kosten ließen. Mehrheitlich aber zogen sie einzeln oder in größeren Gruppen vagabundierend von Ort zu Ort, um sich ihren zumeist kargen Unterhalt zu verdienen, sie zählten zum „Fahrenden Volk“.

Gewiss: Die mittelalterliche Stadt hatte in den wenigsten Fällen ein Monopol auf Unterhaltung. Viele dieser Künste, wenn sie denn als „Kunst“ galten, gab es andernorts zu bestaunen: an den Höfen in königlichen Kreisen und in den Burgen des Hochadels, wo es stets ein begieriges Publikum gab. (Wie sonst hätte wohl der ottonische Kaiser Heinrich II. auf die Idee kommen können, einen Mann mit Honig einstreichen und ihn anschließend von einem Bären abschlecken zu lassen, um sich an der Angst des Mannes zu weiden? Der Bärenführer gehörte zum Hof wie zur Stadt.) Fahrendes Volk traf man aber auch in der dörflichen Gesellschaft, in den Schenken und Krügen auf dem Land, wo die Menschen zusammenströmten, wann immer sich Abwechslung vom täglichen Einerlei, den immer gleichen Diensten und Verrichtungen bot. Gaukler und Entertainer fanden sich im mittelalterlichen Heer, in dem Pfeifer und Trompeter zum Angriff bliesen, um den Kämpfenden Mut und die Schrecken des Kampfes vergessen zu machen. Aber die wachsende Welt der Städte bot für sie doch ein ganz besonderes Betätigungsfeld. Sie wurde zu ihrem Ort par excellence.

Nur in den Städten konnte man ein Seil zwischen hohen Häusern spannen. Nur in den Städten waren die Wirtshäuser immer voll. Nur in den Städten gab es Jahrmärkte und Messen. Auf der Frankfurter Messe wurden im 15. Jahrhundert von einem Schausteller exotische Tiere gezeigt – Elefanten, Pelikane, Auerochsen. Auf der Leipziger Messe im frühen 16. Jahrhundert führten Schausteller einen beweglichen Automaten vor. So bunt gewürfelt, so verschieden die Gruppe auch ist: Die Spielleute

zählten in vielen Fällen zu den Randgruppen und Außenseitern der mittelalterlichen Gesellschaft. Ihre Tätigkeit wurde vor allem in kirchlichen Kreisen als sündhaft bezeichnet. Sie wurden in scharfer, ja ätzender Form kritisiert. Doch merkwürdig (oder auch nicht): Die Gesellschaft, die sie ächtete, bediente sich ihrer auch; sie ließ sich von den Spielleuten von Sorgen und Nöten des Alltags nur allzu gern für einen Moment befreien.

|25| Das Turnier

Auch die höfische Welt des Mittelalters, die nicht in den Städten, sondern an den Höfen der Könige und Fürsten ihren Ursprung besaß, hatte ihre Ableger in der Stadt. Nicht nur im Rahmen glanzvoller Feste des Hochadels, auch von den Städten wurden Ritterspiele abgehalten – nicht nur vor ihren Mauern, wie das vor den Toren Würzburgs 1127 in Deutschland erstmals überhaupt bezeugte Turnier, sondern bald auch innerhalb der Mauern selbst. Die ritterlich-höfische und die bürgerlich-städtische Kultur des Mittelalters vermischten sich zusehends. Reiche Stadtbürger wollten es dem Adel mehr und mehr gleichtun, sie ahmten seine Lebensformen zunehmend nach, in ihren Bauten wie in ihrem Freizeitverhalten. Zu diesen adeligen Lebensformen gehörte auch das Turnier.

Zu Pfingsten 1280 luden die *Constofler* Magdeburgs zu einem großen Turnier in die Mauern ihrer Stadt. Die Einladungsschreiben der *Constofler* gingen hinaus nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig und in viele andere Städte. Die Geladenen kamen in Scharen. Mit ihren teuren Turnierrössern, geschmückt mit wappenverzierten Pferdedecken, wurden die Delegationen auf einem freien Feld vor Magdeburg feierlich empfangen. Auf dem Marktplatz hatte man derweil einen Baum aufgeschlagen, an dem die *Constofler*, die an den Spielen |26| teilnehmen wollten, ihre Schilde aufgehängt hatten. Am Pfingstsonntag, nach der feierlichen Messe, begann das Turnier. Die Ritter der fremden Städte berührten die Schilde der Magdeburger an dem Baum – Zeichen der Herausforderung des Gegners zum Kampf. Danach Schwertergeklirr und das Krachen der Lanzen, das Gedonner der Hufe und der Jubel der Massen. Als Preis für den Sieger ausgelobt, so der Chronist, der uns die Ereignisse überliefert, hatten die Magdeburger eine Prostituierte, eine Frau namens Feie, die in der Stadt wohl gut bekannt war. Der sie gewann, war ein „alter Kaufmann“ (*ein olt kopman*) aus Goslar. Der nahm sie mit und sorgte dafür, dass sie verheiratet wurde – ritterliches Verhalten nach Gewinn eines Preises, der uns heute recht unritterlich erscheinen mag, der jedoch typisches Merkmal städtischen Lebens war.

Die Constofler

Die Constofler waren eine der großen Geschlechtergesellschaften Magdeburgs. Sie setzten sich zusammen aus der erzbischöflichen Ministerialität sowie den bedeutendsten Kaufleuten in der Stadt. Die Magdeburger Kaufleute spielten in der Geschichte der Stadt eine besondere Rolle; wurden sie doch vom Magdeburger Erzbischof Wichmann im 12. Jahrhundert weitreichend privilegiert. Bei den Constoflern verbanden sich also die beiden Machtzentren der Stadt, der erzbischöfliche Hof und die Kaufleute.

Die Städter – so scheint es – waren regelrecht süchtig nach solchen Turnieren. Über die dichte Folge derartiger Darbietungen geben die Kölner Stadtrechnungen Aufschluss, die solche Schauspiele für die Jahre 1371–1375 und von 1378–1380 verzeichnen. Die Spiele wirkten wie ein Magnet, kaum jemand blieb fern, jeder wollte zusehen – auch die Ratsherren. Der Kölner Rat mietete sich am „Alten Markt“ dem Schauplatz der Turniere, extra ein Haus, weil das Rathaus damals noch keine Aussicht auf den Ort des Geschehens bot.

Pflegen und Heilen

Pflege und Heilung von Kranken und Schwachen gab es im frühen Mittelalter nur im Kloster. Hier entstand das mittelalterliche Spital. Hervorgegangen aus dem Gebot der christlichen Nächstenliebe wurden Kranken und Schwachen nicht in der Stadt, sondern zuerst in der Gemeinschaft der Mönche Unterkunft, Hilfe und Pflege zuteil. Als die Städte wuchsen, nahm die Zahl derer, die Hilfe bedurften sprunghaft zu. Der Krankheiten waren viele: so der schreckliche Mutterkornbrand, das „heilige Feuer“ (*ignis sacer*) oder auch Antoniusfeuer genannt, eine Krankheit, die durch den Verzehr von mit Mutterkorn-Pilz befallenem Roggen verursacht wurde und ein quälendes Leiden, ein Absterben der Finger und Zehen sowie – im schlimmsten Fall – auch den Tod zur Folge haben konnte; so die Lepra, der Aussatz. Diejenigen, die sich dieses Problems annahmen, waren zunächst die Mitglieder spezieller Spitalorden. Einer davon war der Antoniter-Orden, der 1095 als Laienbruderschaft in Südfrankreich gegründet und von Papst Urban II. noch im gleichen Jahr bestätigt wurde; seine Aufgabe war zunächst hauptsächlich die Behandlung der am Antoniusfeuer Erkrankten, dehnte sich aber auch auf die Heilung anderer Krankheiten aus. Der Antoniter-Orden nahm einen ungeheuren Aufschwung; im 15. Jahrhundert unterhielten die Antoniter – seit 1247 nach den Ordensregeln des hl. Augustinus lebend, 1298 in einen Chorherrenorden umgewandelt – ca. 370 Spitäler in ganz Europa. Aber auch die Ritterorden, die im Gefolge der gewaltigen, das gesamte Abendland erfassenden Kreuzzugsbewegung um 1100 entstanden waren, hatten einen karitativen, dem Spitaldienst gewidmeten Aspekt.

|27| Ritterorden und Spitaldienst

Der älteste geistliche Ritterorden, der in der Spitalpflege tätig war, war der Orden der Johanniter, der in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts zu Jerusalem gegründet wurde. Auch der 1118 gegründete Templerorden war in der Spitalpflege aktiv. Der Deutsche Orden wurde im Zuge des 3. Kreuzzuges 1189/90 durch Lübecker und Bremer Kaufleute im Hospital St. Marien der Deutschen zu Jerusalem gegründet. Er wurde 1198 zu einem Ritterorden, mit Sitz in Akkon, umgewandelt, ohne dass er damit seine ursprüngliche Aufgabe – die Krankenpflege – aus dem Auge verlor.

So waren es die Ritterorden, die in den Städten die ersten Spitäler errichteten oder diese übernahmen – eines der bekanntesten Beispiele dafür ist das von der hl. Elisabeth, der ungarischen Königstochter und Gemahlin des thüringischen Landgrafen Ludwigs IV., in Marburg an der Lahn errichtete Spital, das nach Elisabeths frühem Tod 1231 in die Hände des Deutschen Ordens überging. Neben den Spitälern, die von den Kreuzzugsorden errichtet wurden, entstanden aber bald auch solche Anlagen, die von einem Orden unterhalten wurden, der – ohne den Rittergedanken – speziell für die Bedürfnisse der Kranken und Schwachen in den Städten gegründet worden war: dem Heiliggeist-Orden.

|28| Der Heiliggeist-Orden

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts schlossen sich in Frankreich unter Guido von Montpellier eine Reihe von Bruderschaften der Hospitalorden sowie Männer und Frauen aus dem Laienstand zusammen und gründeten einen neuen Orden. Sie setzten sich das Ziel, als bürgerlicher Hospitalorden ihre Unabhängigkeit zu erringen. Bereits 1198 wurde der Heiliggeist-Orden in Montpellier von Papst Innocenz III. privilegiert; die Privilegierung sah vor, dass die Hospitäler des Ordens der weltlichen Verwaltung unterstellt werden konnten. 1204 berief Innocenz den Orden an das Spital Santo Spirito in Sassia zu Rom, das schließlich zu seinem Hauptsitz wurde.

Der Heiliggeist-Orden wurde im Laufe des Mittelalters überaus erfolgreich; sein Name wurde immer mehr zu einem Markenzeichen, man könnte auch sagen: einem Gütesiegel. Bald wurden in den Städten auch Hospitäler gegründet, hinter denen nicht der Heiliggeist-Orden selbst, sondern der städtische Rat stand; doch auch sie verwendeten häufig den Namen „Heiliggeist-Spital“. Immer häufiger nahm der Rat die Spitäler in seine Hand, sei es, dass er den bisher dominierenden Heiliggeist-Orden aus der Leitung verdrängte, sei es, dass er selbst solche Spitäler gründete. Am Ende des Mittelalters waren die städtischen Spitäler sehr reich. Sie besaßen vielfach großen Grundbesitz – in der Stadt selbst, aber häufig auch im Umland. Die Spitäler waren auch Wirtschaftsunternehmen, welche die technischen Möglichkeiten ihrer Standorte nutzten und mit den Produkten ihrer Ländereien Handel trieben. Das Nördlinger Spital betrieb beispielsweise eine eigene Mühle und engagierte sich im Pferdehandel. Das Würzburger Julius-Spital machte aus dem Wein seiner Rebberge ein lukratives Geschäft. Ökonomie hin, Ökonomie her: Die Spitäler waren und blieben Einrichtungen ^[29] geistlichen Ursprungs. Sie waren letztlich Gott verpflichtet, besaßen alle eine eigene Kapelle, um den täglichen

Gottesdienst abhalten zu können, und der Spitalsbetrieb selbst war zuweilen einem fast klösterlichen Reglement unterworfen, in das sich die Kranken zu fügen hatten.

Die Kirche des Spitals war eine der Hauptursachen dafür, dass sich viele Stadtregierungen so sehr um die Lenkung des Spitals bemühten. Über das Spital vermochten sie so gleichsam eine eigene Kirche zu unterhalten, unabhängig von den städtischen Pfarrkirchen, auf die sie keinen oder nur geringen Einfluss nehmen konnten. Der Aufenthalt in einem Spital war kostspielig, zumal sich die Spitäler immer mehr von der Armen- und Krankenfürsorge für alle zur Versorgung der Stadtbürger, auch unter dem Aspekt eines Altersheimes, wandelten. Nur die reichsten Bürger konnten sich schließlich einen Aufenthalt in einem solchen Spital ohne Weiteres leisten. Und die soziale Unterscheidung der Patienten wurde, je länger das Mittelalter dauerte, immer schärfer. So etwa im Spital zu Biberach in Schwaben: Die Unterschiede sind krass bezeugt. Vier Tische standen im Speisesaal nebeneinander: der Tisch der Armen, der Tisch der Kinder, der Tisch der Narren; schließlich der Tisch der Reichen, die sich groß eingekauft hatten und alles besaßen, was die anderen entbehrten: vor allem Fleisch und helles, leicht zu kauendes Brot.

[30] Städtetypen – Römerstädte, Handelsplätze, Marktorde

Stadt ist nicht gleich Stadt. Keine mittelalterliche Stadt war wie die andere. Jede hatte ihr eigenes Aussehen, ihre eigene Geschichte, ihre besonderen Bedingungen, unter denen sie entstand, sich entwickelte, weiterwuchs. Ein Blick auf das Ganze muss unterscheiden, sachlich und zeitlich. Die Stadt des frühen Mittelalters, also etwa der Zeit vom 4. bis zum 10. Jahrhundert – das war zunächst vor allem die Stadt, die aus der Antike kam. In gewandelter Gestalt lebten viele antike Städte weiter, auch über alle Veränderungen, die das politische Ende des Römischen Reiches im Westen mit sich brachte, hinaus. Wir reden von einer „Transformation der Antike“.

Zwar versiegte das Wasser in den Thermen, und wozu sie einst dienten – der Entspannung, der Erholung und dem körperlichen Wohlbefinden –, mochte bald ganz in Vergessenheit geraten sein. Die Leitungen, die oftmals über lange Entfernungen hinweg das lebenswichtige Nass von den Bergen in die Städte brachten, zerbrachen; niemand besserte die schadhaften Stellen mehr aus. Die Spiele in den Theatern und Arenen hörten auf; es gab andere Dinge, die den Menschen nun wichtiger schienen.

Die Zahl der Bewohner ging im Ganzen spürbar zurück. Aus der antiken Millionenstadt Rom beispielsweise wurde im Laufe des Mittelalters ein Ort von etwa 20 000 bis 30 000 Einwohnern. Dennoch haben vor allem im Mittelmeerraum eine Reihe von Städten das Ende des Römischen Reiches im Westen auf erstaunliche Weise überdauert.

[31] Eine dieser Städte ist das heute in Südfrankreich gelegene Marseille. Marseille war ursprünglich eine Gründung kleinasiatischer Griechen (um 600 v. Chr.). Auch nach der Eingliederung ins Römische Reich besaß die Stadt noch lange einen griechischen Charakter. Marseille liegt am Mittelmeer, dem *mare nostrum* der Römer. Die Stadt besaß noch im frühen Mittelalter einen intakten aus antiker Zeit stammenden Hafen. Für die Verhältnisse der römischen Kaiserzeit (1.– 4. Jahrhundert n. Chr.) war der Hafen, verglichen mit den großen Schiffsanlegeplätzen von Ostia oder Alexandria, durch nachts von mächtigen Leuchttürmen erhellt wurden, eher klein. Doch den bescheideneren Verhältnissen der Merowingerzeit (5.– 8. Jahrhundert) genügte er vollkommen; er verhalf der Siedlung zu einem weitgehend intakten wirtschaftlichen Leben. Wo Schiffe einen Hafen sicher erreichen konnten, kamen Waren an – aus nah und fern. Waren für das tägliche Leben, welche die Grundversorgung sicherten, aber auch Luxusgüter für den nichtalltäglichen Gebrauch. Waren, die direkt an Ort und Stelle verbraucht, aber auch solche, die von hier aus von anderen Händlern

rhôneaufwärts weiter ins Binnenland transportiert wurden.

Wie der berühmte Dichter und Redner Sidonius Apollinaris berichtet, kaufte sein Briefbote Amantius seine Waren am Hafen von Marseille, wenn ein Schiff eingelaufen war. Größere Umsätze waren [33] durchaus keine Seltenheit. Nach dem Bericht des fränkischen Geschichtsschreibers Gregor von Tours im 6. Jahrhundert wurde die komplette Ladung eines aus Spanien gekommenen Schiffes im Hafen von Marseille verkauft. Bereits damals lockten Häfen auch Diebe und allerlei zwielichtiges Gesindel an – wie denn nicht! Nach der Erzählung des gleichen Chronisten sollen im Hafen von Marseille einmal 70 mit Öl und Fischsauce gefüllte Gefäße gestohlen worden sein. Ebenfalls bezeugt sind für diese Zeit in Marseille königliche Lagerhäuser, in denen Käufe getätigt werden konnten. Solche Lagerhäuser, die man durchaus als frühe Formen der Kaufhäuser bezeichnen kann, sind nördlich der Alpen erst Jahrhunderte später bezeugt.

Das Ende des weströmischen Reiches

Im Jahr 395 von Kaiser Theodosius dem Großen in ein West- und ein Ostreich aufgeteilt, wurde 476 der letzte weströmische Kaiser Romulus Augustulus vom Germanen Odoaker abgesetzt. Odoaker wurde zum König von Italien ausgerufen, ein Schritt, den der oströmische (byzantinische) Kaiser Zenon anerkannte. Das oströmische Kaiserreich bestand – mit einer Unterbrechung im 13. Jahrhundert – das gesamte Mittelalter über fort und ging erst 1453, mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, unter. Das Kaisertum im Westen wurde 800 von Karl dem Großen, 962 vom Liudolfinger Otto dem Großen wiederbegründet.

Neben Handel und Wandel stand der neue Glaube, dem die Zukunft gehören sollte: das Christentum. Auch er war wichtig für eine damalige Stadt, besaß eine Ordnung stiftende, Strukturen schaffende Kraft. Marseille war nicht nur Hafen- und Handelsstadt, es war auch einer der wichtigsten frühen Orte des Christentums im Westen des Römischen Reiches bzw. seiner Nachfolgestaaten. 314 – ein Jahr nur nach dem Toleranzedikt Kaiser Konstantins des Großen (306– 337), das aus der einstmal verfolgten nunmehr eine geduldete Religion werden ließ – ist für Marseille ein erster Bischof bezeugt: ein Mann namens Oresius. Einer seiner Nachfolger, Bischof Proculus (380–430), der 50 Jahre lang seiner Gemeinde vorstand und seinen kirchlichen Sprengel am liebsten über das gesamte Küstengebiet und bis weit ins Landesinnere hinein ausgedehnt hätte, ließ in Marseille eine Kathedrale, ausgestattet mit einem großen Baptisterium, einer Taufkirche, errichten. 416 kam Johannes Cassianus, ein aus dem Osten des Römischen Reiches stammender Mönch, der lange Zeit in Bethlehem und in Ägypten gelebt hatte, nach Marseille, wo er in der Nähe des Hafens die Abtei St. Viktor gründete. Um die Abtei herum entstand eine christliche Nekropole. Cassianus war ein Mann von einer großen Ausstrahlung. Es bildete sich am Ort eine regelrechte theologische Schule heraus. Wer zu Cassianus wollte, um von ihm zu lernen, musste nach Marseille kommen. Auch das machte eine Stadt damals attraktiv, zog immer wieder Leute an.

Ein anderes Beispiel für eine frühmittelalterliche Stadt mit antiken Ursprüngen ist das italienische

Genua. Auch hier ist die Siedlung uralte – vermutlich ist sie spätestens im 5. Jahrhundert v. Chr. vom Volk der Ligurer, dessen Name noch heute an der „ligurischen Küste“ haftet, gegründet worden. Entlang dieser Küste, vor der steilen Bergbarriere des Hinterlandes, entwickelte sich die Siedlung. Seit dem 4. Jahrhundert ist in Genua ein Bistum nachweisbar; der erste Bischof ist der zum Jahr 381 bezeugte Diogenes. Nach dem politischen Ende des weströmischen Reiches 476 gehörte Genua zunächst zum Ostgotenreich, einer völkerwanderungszeitlichen Reichsgründung in Italien, dessen berühmtester Herrscher Theoderich der Große (493–526) war. [35] Danach lag es im Befehlsbereich des sogenannten Exarchats Ravenna, das heißt, es lag im Gebiet eines dem oströmischen Reich in Konstantinopel unterstellten Statthalters. Unumstritten war Genua vom 6. bis zum 7. Jahrhundert das politische und wirtschaftliche Zentrum der „Marittima“, der Region, die vom Meer und von der Schifffahrt ihren Namen hat. Zwar lag Genua abseits von der *via Francigena*, der großen Pilger- und Handelsroute, die Italien von den Alpen in Richtung Rom durchzog. Doch jeder Kaufmann, jeder Fernhändler, der von Mittelitalien weiter nach Westen in Richtung Provence zog bzw. umgekehrt, musste an der Stadt vorbei oder in ihr Halt machen. Genua war zudem Sitz einer größeren Judengemeinde – auch dies ein Zeichen dafür, dass Handel und Gewerbe das Leben der Stadt bestimmten.

635 eroberten die Langobarden unter ihrem damaligen König Rothari die Stadt, und wohl erst jetzt kam es zu deutlichen Minderungen städtischer Qualitäten. Die Bevölkerung ging zurück, sie verlor politische Rechte. Wie der fränkische Geschichtsschreiber Fredegar im 7. Jahrhundert berichtet, führte die Eroberung durch die Langobarden zu einer Herabstufung Genuas von einer „Stadt“ (*civitas*) zu einem „Dorf“ (*vicus*). Betroffen waren von dieser Maßnahme auch andere Städte der Gegend.

Rothari entriss mit seinem Heere dem Römischen Reich an der Meeresküste die Städte Genua, Albenga, Varigotti, Savona, Oderzound Luni; er verwüstete sie, brach sie und brannte sie nieder, die Einwohnerschaft holte er aus ihren Häusern, dann beraubte er sie und bestimmte sie zur Gefangenschaft. Indem er die Mauern der eben genannten Städte bis zu den Grundfesten niederreißen ließ, veranlasste er diese Städte (hinfort nur mehr) als Dörfer zu bezeichnen. [1]

Eine kaiserliche Urkunde vom Beginn des 9. Jahrhunderts schildert uns Genua als überwiegend bäuerliche Gemeinde. Doch war, auch jetzt, immer noch so viel städtische Potenz vorhanden, dass die Siedlung einen raschen Wiederaufstieg nehmen konnte. In einer Urkunde Berengars II. und Adalberts, den damaligen Machthabern der Region, [36] von 958 werden den „Bewohnern der Stadt Genua“ ihre Rechte und Gewohnheiten „innerhalb und außerhalb der Stadt“ (*infra et extra civitatem*) bestätigt – das Dokument ist das älteste Privileg für eine italienische Stadt in der Zeit vor der großen

- [download Sword Art Online 13: Alicization Dividing pdf, azw \(kindle\), epub](#)
- [download online The Age of Orphans](#)
- [download online Vegetarian Classics: 300 Essential and Easy Recipes for Every Meal pdf, azw \(kindle\)](#)
- [click Pioneering Studies in Socionomics](#)
- [Wolf Hall / Bring Up the Bodies pdf](#)
- [read Chasing the Phoenix \(Darger and Surplus, Book 2\) pdf](#)

- <http://bestarthritiscare.com/library/Sword-Art-Online-13--Alicization-Dividing.pdf>
- <http://ramazotti.ru/library/Testosterone-Dreams--Rejuvenation--Aphrodisia--Doping.pdf>
- <http://www.celebritychat.in/?ebooks/Vegetarian-Classics--300-Essential-and-Easy-Recipes-for-Every-Meal.pdf>
- <http://wind-in-herleshausen.de/?freebooks/The-Soup-Bible.pdf>
- <http://academialanguagebar.com/?ebooks/Radical-Evolution--The-Promise-and-Peril-of-Enhancing-Our-Minds--Our-Bodies----and-What-It-Means-to-Be-Human.pdf>
- <http://growingsomeroots.com/ebooks/Chasing-the-Phoenix--Darger-and-Surplus--Book-2-.pdf>